

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 236.

Posen, den 13. Oktober 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker, Berlin.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Nicht das Geringste! Im Gegenteil! Ich bin durchaus dafür und habe das gestern abend schon deutlich zum Ausdruck gebracht, daß Sie, Herr Corbach, die Geldbeschaffung in die Hand nehmen! Ich bin aber der Ansicht, daß ich auch ein Wort mitzureden habe. Mein Verlobter ist hier im Begriff gewesen, eine Bindung einzugehen, die ihm unter Umständen später sehr hinderlich sein kann. Erst die Verhandlungen, und zwar in meiner Gegenwart, dann der Vertrag!“

Corbach lächelte, aber es lag etwas Gezwungenes darin.

„Sie sind sehr energisch, gnädiges Fräulein! Ich fühle mich fast an die Wand gedrückt —“

„Oh — nein! Da verstehen Sie mich ganz falsch! An diesem Werk hier habe ich tiefen seelischen Anteil. Von dem übrigen will ich nicht sprechen! Wenn Sie glauben, Herr Corbach, daß Biblis der geeignete Mann ist, so bitten mein Verlobter und ich um eine Unterredung.“

Und zwar so schnell wie möglich.

Vielleicht ist es auch angebracht, daß der Herr Geheimrat einer Vorführung hier beiwohnt. Bitte — das lege ich alles in Ihre Hand!“

Langsam nahm sie den Vertrag vom Tisch, und während sie den verdutzten Makler freundlich anlächelte, riß sie das Schriftstück geräuschlos entzwei.

Wie eine ganz einfache Sache geschah das, ohne jede theatralische Geiste.

Der Makler verneigte sich. Er fühlte sich geschlagen.

Mit dem Manne wäre er fertig geworden, aber dieses kluge weltgewandte Weib zerstörte seinen Plan, heute schon Reuth festzulegen.

Er war sich bewußt, daß sein Vertrag durchaus ehrlich war, aber dem Erfinder allerdings manche Chancen aus den Händen wand.

Zu langen Auseinandersetzungen blieb ihm keine Zeit mehr, wenn er noch nach Mahlow wollte.

Mit einiger Bitterkeit sprach er: „Darf ich wenigstens nach dieser Ablehnung die Versicherung mitnehmen, daß einstweilen Geheimrat Biblis die Vorhand behält? Sagen wir mal für die nächsten beiden Tage!“

Ernst und Gisela wechselten einen Blick des Einverständnisses, und der Ingenieur bejahte.

„Sie müssen sich über das Eingreifen meiner Verlobten nicht wundern, Herr Corbach. Aber — ich hatte in der Tat vergessen, daß sie mein Partner ist, als ich die Unterschrift leisten wollte. Sie ist stets mein wirtschaftlicher Berater gewesen, sie soll es auch in diesem so wichtigen Falle bleiben, denn sie hat Anrecht darauf!“

Corbach griff nach seinem Hut.

„Ich — verstehe das! Nun, ich hoffe, daß wir auch so zum Ziel gelangen. Bis morgen mittag gebe ich Ihnen Bescheid!“

Als der Ingenieur zurückkehrte, der den Gast durch den Garten geleitet und ihm den Weg gezeigt hatte, trat ihm Gisela entgegen und küßte ihn.

„Verzeih mir, daß ich so schroff eingriff. Ich wollte dich nicht kränken, aber ich habe das Gefühl, daß wir auf der Hut sein müssen.“

Du warst im Begriff, etwas Uebereiltes zu tun!“ Und er erkannte, daß sie recht hatte.

IV.

Als der Makler mit schnellen Schritten dem Flugplatz Zehlendorf Süd zustrebte, hatte sich der Himmel aufgeklärt.

Wenn es ihm glückte, noch die Maschine zu bekommen, die Lichtenrade, Mahlow berührte und um ein viertel nach elf Uhr startete, konnte er zwanzig Minuten später in der Vermehrenschen Villa sein.

Corbach war in gereizter Stimmung, und es paßte ihm gar nicht, daß er auf dem Flugplatz den Bankier von Huhn traf, dem er nicht ausweichen konnte.

„Mensch, Corbach, was machen Sie um diese Geisterstunde hier?“

Wollen Sie auch noch das Flugzeug erwischen? Da steht es schon.

Also ein!“

Von Huhn war ein redseliger Herr.

„Nach Mahlow? Wohl auch zu der Circe Vermehren eingeladen?“

Corbach knurrte: „Nun — wenn schon!“

Und der Bankier: „Dieser Abend wird dem Biblis wieder ein Stück Geld kosten, ei weih!“

„Gott, seien Sie doch nicht so futterneidisch!“

Huhn lachte.

„Corbach, Sie sind sichtlich in schlechter Verfassung.“

Er hatte bei ihm unter, während sich das Flugzeug in die Luft erhob.

„Was halten Sie vom Bühnenkonzern? Die Aktien des „Norddeutschen“ haben seit gestern langsam angezogen! Es scheint also, daß man zu dieser starken Belastung doch Vertrauen hat!“

Der Makler zuckte die Achseln.

„Warum auch nicht, Biblis und Heinersdorf sind Leute, die wissen, was sie tun!“

„Wenn die allgemeine wirtschaftliche Lage sich bessert, kann die Geschichte glücken — —“

Der Bankier stieg in Lichtenrade aus, während Corbach mit zwei anderen Passagieren nach Mahlow weiterflog.

Vom Landungsplatz zum Auto und zur Villa.

Um halb zwölf sah er die erleuchtete Front vor sich. Ein wundervoller Anblick.

Am schmiedeeisernen Gartengitter leuchteten große bunte Lampen.

Reihenweise standen Kraftwagen vor dem Tor.

Dem Diener am Portal gab der Makler seine Karte.

„Machen Sie die Sache ohne großes Aufheben. Der Geheimrat erwartet mich!“

Er wurde in den abseits gelegenen Wintergarten geführt, wohin nur gedämpft das Gewirr der Stimmen aus den Festräumen klang.

Unter einer Araucarie nahm er Platz.

Nun verstummte drüben das Geräusch, es wurde ganz still.

Einige Akkorde auf dem Flügel, dann sang eine Frauenstimme die herrliche Arie aus der neuen Oper „Sonnenwendnacht“, die Arie des zweiten Aufzuges der „Ingeborg“.

Dieses Werk hatte die Volksoper ausgegraben und mit Jutta Vermehren in der Hauptrolle zum Siege geführt.

Vor dreißig Jahren war es entstanden und zum ersten Male auf einer großen Provinzbühne herausgebracht worden, als gerade die Stürme der Revolution über Deutschland brausten und das Operndrama mit in die Tiefe rissen. Niemand kümmerte sich mehr darum, bis es nun einer späteren Epoche vorbehalten blieb, dem greisen Komponisten noch kurz vor dem Grabe zu Ruhm und Geld zu verhelfen.

Corbach, sonst amüsiert veranlagt, lauschte.

Und plötzlich trat vor des Hörers Auge das Erlebnis in Zehlendorf.

Wie — wenn man einmal den Versuch machte, diese Oper auf dem Reuth'schen Sender zu übertragen? Glücke das Experiment, dann gab es kein Zweifeln mehr.

Drüben erhob sich ein Beifallssturm.

Gleich darauf klang auf den feingeflochtenen Kofosmatten, die den Boden des Wintergartens bedeckten, ein gedämpfter Schritt.

Biblis, des Mafkers Karte noch in der Hand, trat ein.

„Sie — Herr Corbach? Verzeihen Sie, daß ich Sie einen Augenblick warten ließ. Offen gesagt, ich hatte gar nicht mehr mit Ihrem Besuch gerechnet!“

Biblis ließ sich in einen Rohrsessel nieder.

„Die Sache scheint also doch nicht so ganz ohne zu sein, sonst hätten Sie sich der Mühe nicht unterzogen. —“

„Es brennt, Herr Geheimrat, es brennt! Keine Stunde gilt es zu verlieren. —“

Biblis reichte dem Gast das Zigarettenetui.

„Na — na!“

Der Mafker hob die Hand.

„Bin ich ein Narr, Herr Geheimrat, ein Schwächer? Glauben Sie, daß ich im Flugzeug gegen Mitternacht hierher turne, anstatt zu Abend zu essen, um Ihnen zu erzählen, daß die Geschichte nichts wert ist?“

Biblis' Züge wurden ernst.

„Schießen Sie los, Herr Corbach! Ich bin auch auf Unangenehmes gefaßt!“

Und Corbach erstattete Bericht.

Ganz sachlich, wie es seine Art war. Ohne Uebertreibung.

Er pflegte als gewiegter Börstaner sich von jeder unangebrachten Schönfärberei fern zu halten.

Aufmerksam hörte der Geheimrat zu.

Nur hin und wieder warf er eine kurze Bemerkung ein.

Der Mafker schloß: „Unter diesen Umständen hielt ich es für meine Pflicht, sofort hierher zu kommen!“

Biblis erhob sich, ging zur Tür des Wintergartens und drückte auf den Klingelknopf.

Ein Diener aus dem Vestibül eilte herbei.

„Ich lasse Herrn Intendanten Heinersdorf bitten, sich doch einen Augenblick hierher zu bemühen!“

Corbach blickte auf.

„Wollen Sie den gleich einweisen, Herr Geheimrat —?“

„Ich halte es für unbedingt notwendig! Auf seine Verschwiegenheit ist zu rechnen. Ich meine aber, daß wir noch heute nacht zu einem Entschluß kommen müssen, und der Intendant ist als Fachmann in erster Linie in der Lage, die mutmaßlichen Wirkungen dieser Erfindung abzuschätzen!“

Heinersdorf erschien und begrüßte Corbach.

„Wo haben Sie denn bislang gesteckt, ich sah Sie noch gar nicht. Seit wann sind Sie denn ein Freund der Muse — —“

Man nahm um das runde Tischchen herum Platz. Biblis stieß den Rauch seiner Zigarette erregt in die Luft.

„Herr Corbach ist wegen einer dringlichen Sache soeben hier eingetroffen. Die Geschichte ist verdammt ernst. Daher habe ich Sie gebeten, Heinersdorf. Hören Sie zu!“

Und nun informierten die beiden Herren den Intendanten in aller Kürze.

Der Bühnengewaltige rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

„Herrgott, hätte man das doch schon vor acht Tagen gewußt! Und grade jetzt muß uns diese Geschichte her-einplagen. Wie die Dinge auch liegen mögen, wir müssen den Apparat ankaufen, koste es, was es wolle!“

Eine lebhaft ausgesprochene in gedämpftem Ton entstand.

Man war sich klar, daß die Riesengefahr, die für den Bühnengewaltigen aufstauete, auf irgend eine Weise beschworen werden mußte.

Da schreckte Biblis plötzlich empor, denn ein leichter Schritt schlug an sein Ohr, das auf die Akustik dieser Räume besser eingestellt war, als das der anderen Herren.

Gleich darauf trat Jutta an den Tisch.

Eine leichte Unmutsfalte lag auf der Stirn.

Sie empfand es nicht als sehr ritterlich, daß Biblis und Heinersdorf aus dem Kreise, der schon kleiner zu werden begann, verschwanden.

Corbach sprang auf und verneigte sich.

„Ah — die verehrte Herrin des Hauses, die nach dem Rechten sehen will! Verzeihen Sie gütigst, daß ich ungeladen als späterer Gast in dieses Feenreich eingedrungen bin. —“

Die Sängerin lachte und reichte dem Mafker die Hand.

„Sie sind also das Karnickel, das die Schuld trägt an dieser heimlichen nächtlichen Zusammenkunft! Gibt es denn gar keinen Ort, der sicher ist vor Ihren Börsengeschäften —?“

Corbach wackte die Achseln.

„Es gibt Dinge, gnädiges Fräulein, die keinen Aufschub dulden, wo selbst die Fröhlichkeit eines Festes kein Hindernis bilden darf. —“

Biblis und Heinersdorf hatten kurz miteinander geklüstert, dann sprach der Geheimrat: „Wir bitten um Entschuldigung, aber wenn du alles weißt, wirst du unser Handeln begreifen!“

Man rückte einen weichen Sessel für Jutta herbei und weihte sie ein.

Mit aufeinandergepreßten Zähnen hörte sie stumm zu. —

Ihr Blick flog dann zu Corbach.

„Und — das — alles — ist — wahr —?“

Der beugte sich vor: „Leider — meine Gnädigste!“

In die kurze Stille, die entstand, fielen Juttas Worte: „Natürlich kaufen wir diesen Ritschapparat an, denn er muß unschädlich gemacht werden —!“

Langsam wandte Biblis das Haupt.

„Du scheinst dir das sehr leicht zu denken, meine Liebe! Was verstehst du unter „unschädlich machen!““

Juttas Augen weiteten sich.

Nervös zerrten ihre Hände an dem Spikentüschchen.

„Man entschädigt den Erfinder in angemessener Weise und schlägt das elende Machtwort in Trümmer!“

Die Herren lächelten zurückhaltend und wiegten die Köpfe.

Biblis sprach: „Eine sehr einfache Methode! Aber — wir leben nicht in Asien, sondern in Europa, das strenge Gesetze hat!“

Heinersdorf legte die Finger aneinander und blickte nachdenklich zur Decke.

„Die Sache muß ohne Leidenschaft, kühl besonnen angefaßt werden!“

(Fortsetzung folgt.)

Nacht ohne Sterne.

Novelle von Otto Wilhelm Weise.

Sie waren noch nicht lange verheiratet — ein knappes Jahr höchstens — als man dem Ingenieur Georg Bobeck an einem kalten, sonnigen Oktobervormittag mit dem Rettungswagen nach Hause brachte. Er lag ohnmächtig und blaß auf der Bahre, und Hedwig war so aufgeregt und erschüttert, daß sie gar nicht danach zu fragen vermochte, wie der Unfall geschehen sei. Mit fliegenden Händen tastete sie über den Körper des Mannes, sah endlich den Werkarzt, der den Transport begleitet hatte, fragend und unruhig an.

„Keine Angst, keine Trauer,“ tröstete sie der alte Herr väterlich, „nach menschlichem Ermessen ist es nichts allzu Schlimmes, eine leichte Gehirnerschütterung, denke ich. Ihr Gatte ist etwas unvorsichtig gewesen — beim Ausschwenken eines Elektrifrans unten an der Brücke, hat er nicht Obacht gegeben. Die Stahltrasse schlug ihm an den Kopf, nein, tippte ihm nur so ganz leicht an die Stirn. Sie sehen ja — keine äußere Verletzung. Es hätte schlimmer werden können.“

Er schwieg, und Hedwig bemühte sich, tapfer zu sein, und zwang sich ein dankbares Lächeln ab. Man bettete den Verletzten vorsichtig auf seinem Lager, und der Doktor empfahl sich schließlich mit einigen zuberfichtlichen Worten.

In den nächsten Nächten weinte Hedwig viel. Bobeck wälzte sich unruhig auf seinem Bett, er fieberte und phantasierte. Sie pflegte ihn mit Aufmerksamkeit und Hingabe, und nur wenn sie sich durchaus nicht mehr aufrecht erhalten konnte, vertraute sie für ein paar Stunden den Kranken der Obhut der Schwester an. Doktor Fabricius kam täglich, und immer fand er ein tröstendes Wort, ein ermutigendes Lächeln für die junge Frau.

„Gut Ding will Weile haben,“ sagte er wohl zuweilen, wenn er irgendwelche neue Medikamente und Pillen verschrieb. Und wirklich verlor das Fieber allmählich seine Kraft, der geschwächte Körper des Mannes erholte sich zusehends, man durfte hoffen, daß die Sache in kurzer Zeit überstanden sein würde.

Was sich aber trotz abflauenden Fiebers nicht verlieren wollte, das war die Unfähigkeit Bobecks, sich einigermaßen verständlich auszudrücken. Seit er erstmalig aus seiner Ohnmacht erwacht war, blieb seine Sprache ein merkwürdiges und beängstigendes Rallen, in das Hedwig vergeblich Sinn und Deutung hineinzulegen versuchte.

Auch der Arzt schien unruhig zu werden in demselben Maße, wie Bobecks körperliche Kräfte sich wieder einstellten. Einmal erschien er mit einem Kollegen, sie untersuchten den Kranken überaus sorgfältig und hatten dann eine sehr lange und ernsthafte Unterredung. Als sie sich schließlich verabschiedeten, bemühten sie sich vergeblich um ein hoffnungsspendendes Lächeln. Ihre Gesichter waren grau und verschlossen.

Nach zwei oder drei Monaten konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Bobeck zwar körperlich wieder der Alte geworden sei, daß aber seine Seele hoffnungslos in einem ungeheuren Dunkel umherflatterte. Er wurde nicht etwa kindisch, — sondern schlimmer als das —, zu einem geistigen W r a c k. Er hatte verlernt, sich in menschlicher Sprache auszudrücken, stammelte, krächzte und röchelte wie ein Taubstummer, daß hier und apathisch in seinem Stuhl und wurde nur lebendig — auf eine unangenehme Art lebendig — wenn er Hunger oder Durst verspürte.

Schonend bemühte man sich, der Frau die erschütternde Wahrheit beizubringen. Sie schrie nicht auf, sie stürzte nicht ohnmächtig zu Boden, sie verzweifelte nicht. Ja, es schien, als sage man ihr nichts wirklich Neues, als hätte sie das alles schon seit langem gewußt, es zum wenigsten kommen sehen.

„Man wird ihn in einem Sanatorium unterbringen — es wird ihm an körperlicher Pflege nichts abgehen,“ sagte Fabricius. „Befehlt Aussicht, Herr Doktor, daß mein Mann noch einmal gesund wird?“

Der Arzt zuckte verlegen mit den Achseln. „Auf dem Gebiete psychischer Erkrankungen tappen wir ja noch alle ein bißchen im Dunkeln. So möchte ich nicht einfach „nein“ sagen —, aber es ist sehr, sehr unwahrscheinlich.“

Sie senkte ihr junges, mädchenhaftes zartes Haupt. Ihre Augen wurden feucht und sie schämte sich, es zu zeigen. Endlich gab sie sich einen Ruck, sah den Arzt voll und fest an.

„Wie's auch immer sei — ich will ihn hier behalten. Er soll nicht ins . . . ins — Irrenhaus.“

„Liebe, keine Frau,“ sagte Fabricius mit zitternder Stimme und griff nach ihrer Hand. „Sie wissen nicht, was Sie tun wollen. Einen Krüppel zu hegen und zu pflegen, das geht schon. Aber hier . . . das ist viel, viel schlimmer. Ich fürchte, Sie werden das nicht ertragen — und es käme mir leid um Sie. Sie sind noch so jung und das Leben liegt vor Ihnen.“

Hedwig lächelte ganz sanft und fern. „Was wissen Sie, mein Freund, was eine Frau ertragen kann? — um eines Mannes willen, mit dem sie einmal sehr, sehr glücklich gewesen ist.“

Der Alte antwortete nicht — ihr Lächeln schnitt ihm ins Herz. „Er war ein guter und sanfter Mensch, als seine Seele noch im Licht ging, nicht wahr?“ fuhr Hedwig, fast beschwörend fort. „Er wird und kann sich nicht ändern, in dieser Grundeigenschaft seines Charakters. Sie werden nichts gegen Ihr Gewissen tun, Doktor, wenn Sie seine vollkommene Harmlosigkeit attestieren und bewirken, daß man ihn mir läßt.“

Der Doktor grübelte vor sich hin. „Seine Augen gefallen mir

nicht,“ erwiderte er endlich schwer. „Dennoch glaube ich, es verantworten zu können. Und der andere Weg, — zu dem ich Ihnen nochmals und um Ihre Wege, mit allem Nachdruck rate, steht Ihnen ja noch immer offen.“

„Ja, er steht mir offen,“ sagte Hedwig still, und machte eine verabschiedende Handbewegung.“

Sie war des guten Willens voll, denn sie war jung und sie vertraute ihrer Kraft zum Leiden. Möglich, daß anfänglich noch in ihrem Herzen in irgendeinem versteckten Winkel dieses Herzens, eine leise verstoßene Hoffnung lebte, daß Bobeck doch noch geheilt werden könne, daß die erbarrende Zeit die Auswirkung dieser Erschütterung beseitigen, den dunklen Schleier, der die Seele des Mannes eben noch verhüllte, schließlich doch noch lüften würde.

Wie dem auch sein mochte, sie war tapfer genug, dieser Hoffnung kein weiteres Aufblühen zu gestatten. Sie beschloß, das grauenhafte Ereignis als eine Schidung hinzunehmen, gegen die es kein Aufmucken gab, in die man sich als in etwas Unabwendbares demütig und resigniert fügen müsse. Sie war so reslos glücklich gewesen in diesem einen Jahr, daß sie glaubte, diese verschwundene Seligkeit mit der Aufopferung eines ganzen zukünftigen Lebens nicht zu teuer zu bezahlen.

Aber dann erkannte sie doch im Laufe der nächsten Wochen und Monate, wie schwer die Last war, die sie auf sich genommen hatte. Bobeck war ja nicht krank, nicht körperlich krank. Aber er war so hoffnungslos im Dunkel versunken, daß seine Behandlung schwieriger war, als die eines an sein Bett Gefesselten. Sie hatte viel Mühe mit ihm und viel Arbeit. Die ertrug sie willig; sie hätte ihre mühseligen Tage noch mit Singen und Heiterkeit erfüllen können, so groß war ihr Wunsch und ihre Lust, zu dienen.

Was sie jedoch immer wieder grausam packte und zerfleischte, war die vollkommene Lichtlosigkeit dieses Geistes. Daß diese Seele, einst so hell und zart und glühend, nun stumpf war wie ein verrostetes Messer, daß es nicht gab, was einen Widerhall, was den Schatten eines aufsteimenden Verständnisses in dem Manne zu wecken vermochte, war eine abgrundtiefe und sich ewig erneuernde Qual. Zuweilen, wenn sie abends unter dem Schein der Lampe einander gegenüber saßen, wenn sie zu diesem stillen, schönen Menschen mit dem intelligenten, scharfsichtigen Gesicht sprach wie zu einem Kinde, behutsam, zärtlich, weich, und nichts zurückhaltend als ein stumpfes, nichtnendes Rallen, dann packte die Verzweiflung, das Bewußtsein ihrer Einsamkeit sie so heftig, daß sie froz und merkte, wie ihre Zähne ratternd zusammenschlugen.

Schlimmer noch, wenn in diesem Menschenrest sich die körperliche Begierde regte, wenn diese lebendige Figur unter dem Urtrieb alles Seienden mit den Bewegungen eines Tieres nach ihr griff. Dann floh sie, keuchend vor Angst, aus der Stube, verbarg sich in der Küche, in ihrem Schlafzimmer, irgendwo, und lauschte hinter der verschlossenen Tür seinen täppischen, schweren Schritten, mit denen er sie suchte, boshaft schnuppernd wie ein Hund auf der Fährte des Wildes. Dies war das Grauen, das Namenlose, das ihr die Kehle zusammenschürte und die erst wieder los ließ, wenn die plötzlich eintretende Ruhe in der Wohnung sie davon überzeugte, daß Bobeck in irgendeiner Ecke eingeschlafen sei.

Eine Scham davor, den ganzen Umfang des Unglücks, das sie betroffen, offenbar werden zu lassen, brachte Hedwig dazu, sich von Woche zu Woche immer mehr von der Außenwelt zurückzuziehen. Dies Bemitleiden, diese Bemühungen, Dritter, ihr Hoffnung zu machen, diese zarten Ratschläge Unbeteiligter, peinigten sie fast physisch und erzeugten in ihr eine an Gel grenzende Empfindung. So gab es bald außer Doktor Fabricius nur noch einen Menschen, der sie regelmäßig und häufig aufsuchte, und das war Oswald Behre, Bobecks Jugendfreund und einstiger Spielkamerad, später mit ihm in demselben großen Industrieunternehmen beschäftigt.

Ja, Behre ließ sich einfach nicht abweisen und eigentlich war Hedwig dankbar, daß sie ihn hatte. Er war ein so treuer, selbstloser Freund, nahm ihr manches Widerwärtige und Schwere ab und erleichterte ihr nach Kräften eine Last, die sie allmählich zu erdrücken drohte. Mit ihm konnte sie offen sprechen, ihren Befürchtungen und ihren — ach, so geringen — Hoffnungen Ausdruck geben.

Bobek hatte seinen Freund nicht mehr erkannt nach der Katastrophe. Und wenn Behre und Hedwig jetzt zuweilen beieinander saßen und ihre Gedanken austauschten, sah der Kranke auf die beiden mit einem seltsamen, kalten und verlorenen Blick.

„Seine Augen gefallen mir nicht,“ sagte auch Behre eines Abends. Er hatte diese Aeußerung lange unterdrückt, aber schließlich mußte er sich auf irgendeine Art Luft machen.

„Wieso? . . .“ fragte Hedwig, und er merkte, daß ihre Stimme zitterte und daß sie vergeblich um Fassung rang.

„Es sind die Augen eines Tieres,“ wollte er sagen, besann sich jedoch noch rechtzeitig.

„Es sind fremde Augen — sie blicken nicht nur leer, sondern auch anders, als es die Augen meines Freundes taten,“ stammelte er.

Hedwig legte die Hand auf seinen Arm, unwillkürlich geriet ihre Stimme ins Zittern.

„Sprechen Sie es aus, Oswald — ich weiß ja doch, was Sie sagen wollten — es sind böse Augen!“

„Ja . . .“

„Sehen Sie,“ flüsterte Hedwig immer bestiger, „das ist das Entsetzlichste. Es ist nichts mehr von dem früheren Ich in ihm — nichts von seiner Güte, seiner Liebe, seiner Sanftheit. Kein offenes Auge — der Blick eines bösen und blutigierigen Tieres. Er ist mißtrauisch und überwacht jede meiner Bewegungen gleich einem Hund, der im nächsten Augenblick zuschnappen und mich zerfleischen wird. O . . . es ist ja so unaussprechlich grauenhaft, dies alles . . .“

Sie warf die Arme auf den Tisch und verbarg ihr Gesicht, während ein heftiges Schluchzen ihren Körper erschütterte.

Behre war ergriffen. — Dies junge, blühende Wesen, das da an der Seite eines seelenlosen Etwas verkümmerte und hingenommen drohte, war das Schmerzlichste, was er je gesehen hatte. Er hatte sie immer, auch damals noch, als sie mit Bodek in glücklichster Ehe lebte, sehr geschätzt und gern gehabt. Jetzt, heute gestand er sich, daß er sie liebe. Diese Monate hatten ihm so viel von der Kraft und Heiligkeit, von der Tapferkeit und Güte ihres Herzens offenbart, daß davor die Schönheit und Armut ihres Körpers beinahe verblaßte.

„Sie müssen sich von ihm trennen,“ sagte er zögernd, „es ist besser für Sie und auch für ihn. Für uns alle . . .“

„Ich hab's mir selbst geschworen, ihn nicht zu verlassen,“ schluchzte sie.

„Unsinn — Unsinn — das ist ein Eid, der nicht zählt. Entsprungen einem Augenblick der Haltlosigkeit, der Erinnerung an ein vergangenes Glück. Denken Sie, tun Sie so, als ob er tot wäre. Bei Gott . . . ich wünschte, er wäre tot . . .“

Hedwig hob den Kopf und sah ihn mit großen, vorwurfsvollen Augen an.

„Weil ich dein Freund bin, wünsche ich es,“ setzte Behre schlicht hinzu.

„Nur deswegen?“ fragte Hedwig zögernd.

Er tastete nach einer Antwort. Endlich gab er sich einen Ruck: „Und auch . . . weil ich Sie liebe, Hedwig.“

Ihr Gesicht zuckte, Tränen entströmten ihren Augen. Sanft, ganz behutsam zog er ihren Kopf an sich heran, leise huschten seine Lippen über ihren Mund.

„Wußtest du das nicht, Hedwig?“

„Ich . . . ja, ich wußte es. Ich habe das alles kommen sehen, und nun — nun ist es da. Ich weiß nicht mehr ein und aus — es ist alles so schwer.“

„Es ist alles einfach, wenn du mich nur liebst. Dann wirst du wissen, Hedwig, daß es ein unnützes Opfer ist, daß es eine Sünde ist, dein Leben an dies gewesene Leben zu fetten. Daß es verfliegene Dankbarkeit ist. Denn in Wahrheit ist er, der dein Mann war und mein Freund — in Wahrheit ist er . . . tot!“

„Aber er lebt doch noch?“

„Ist das Leben?“ fragte Behre und deutete auf den Irren. „Belebtes Fleisch, aber nicht beseeltes Fleisch. Gewiß, er lebt. Gerade noch genug, um dich, wenn du einmal an gar nichts denkst, wenn du einmal unvorsichtig bist — zu vergewaltigen!“

Er sagte das letzte fast brutal. „Hier hilft nur das erbarmungslose Messer des Chirurgen,“ dachte er. Sie stöhnte und sank wieder gequält in sich zusammen. Da riß er sie an sich, bestürmte ihr Gesicht mit wilden, glühenden Küssen.

„Wach doch auf,“ flüsterte er, „mach dich frei. Denke daran — du bist erst fünfundsanzig Jahre. — Gältest du dich wirklich für stark genug, unter Umständen noch ein halbes Jahrhundert so zu leben, neben jenem da?“

Wieder wies er, fast mechanisch, auf den Kranken. Hedwig wandte ihr Gesicht nach derselben Richtung und — „Oswald!“ schrie sie kellend, „sieh — seine Augen!“

Wahrlich, Bodek sah grauenvoll aus. Noch immer saß er in seinem Stuhl zusammengekauert, die Lehnen krampfhaft mit den Händen umklammernd. Aber sein Gesicht überfluteten wilde Zuckungen. Man vermochte deutlich zu erkennen, welche Anstrengungen dieser verwirrte Geist machte, um irgendetwas von dem zu verstehen, was die beiden miteinander sprachen. Seine Augen quollen fast aus den Höhlen heraus, das Weiße war blutunterlaufen, der Blick war der einer großen, bösen Katze: wild, gierig, mißtrauisch. Auch Behre zitterte.

„Komm mit — bitte, komm,“ röchelte Hedwig und zog Oswald hinaus, ins Schlafzimmer. Mit fliegenden Händen verschloß sie die Tür. „Ich ertrage es nicht länger . . .“

„Und du“ — sagte Behre und bemühte sich um ein Lächeln — „du wolltest es auf dich nehmen, vielleicht fünfzig Jahre hindurch derartiges zu durchleiden?“

Sie hatte sich auf ihr Bett geworfen und den Kopf in den Kissen vergraben. Behre stand am offenen Fenster und blickte in den dunklen Garten, aus dem ein süßer, betäubender Duft von Flieder und Jasmin hereinwehte. Sein Herz klopfte stürmisch, während er zugleich gespannten Ohres lauschte — auf einige unerklärliche, leise Geräusche, die aus den benachbarten Räumen hereindrangen.

Hedwig antwortete nicht — endlich, nach einer langen Pause, flüsterte sie:

„Verlasse mich nicht, Oswald — verlasse mich nicht in dieser Nacht.“

„Ich bleibe bei dir, — hab' keine Angst, Kind.“

Wieder wurde es still. Und wieder, während die Minuten fast klingend in die Schale der Ewigkeit tropften, kam es wie ein Hauch zu dem Manne:

„Schleüße die Fenster, fest, fest. Und dann komm zu mir. Ich — hab' dich lieb. Und ich habe so große Angst . . .“

Nun wurde es ganz still. Aber draußen, da ging der Irre lautlos, auf Strümpfen, hin und her, her und hin, und häufte

unter Anwendung allergrößter Vorsicht, ängstlich darauf bedacht, kein Geräusch zu erregen, seltsam Dinge vor der Türe des Schlafzimmers, die er in der Küche fand, und vieles andere. Er schlief vor sich hin mit schrecklich verzerrtem Gesicht, und seine Augen glühten in der Dunkelheit wie die eines Wolfes.

Und es war schon lange nach Mitternacht, als die Bewohner der benachbarten Grundstücke plötzlich nach schweren und unruhigen Träumen aus dem Schlaf wuhren, weil die Wände ihrer Zimmer rot waren vom flackernden Widerschein des Feuers. Da freilich gab es nichts mehr zu retten, das ganze Häuschen der Bodeks war bereits ein einziges Flammenmeer, in dem alles Leben erstickt sein mußte.

Im Garten, ganz verbrochen zwischen den Fliederbüschen, fand man Bodek. — Er blickte durch das Gewirr der Zweige mit stieren Augen auf das Flammenmeer, unartikuliert Laute entrollen seinem Mund, und auf seinen Lippen lag ein erbarmungswürdiges Lächeln.

„Die arme, junge Frau,“ jammerten die Leute, die noch nicht wußten, daß das Feuer zwei Opfer gefordert hatte.

Niemand vermochte sich ein Bild von der Entstehungsurache des Brandes zu machen. Einzig Doktor Fabricius ahnte wohl etwas, aber er schwieg. Was sollte es auch wohl helfen, hier zu reden — man hätte ihm nicht einmal geglaubt und ihn einen Phantasten gescholten.

Aus aller Welt.

Jackie Coogan geht zur Bühne. Nach Zeitungsmeldungen hat der jugendliche Kinostar Jackie Coogan die Absicht, den Film zu verlassen und zur Bühne zu gehen, ein Vorgang, der sonst in umgekehrter Reihenfolge üblich ist. Man spricht davon, daß er, zusammen mit seinem Vater, einem bekannten Schauspieler, sich auf einer Londoner Bühne sehen lassen will.

Die Entstehung der Briefumschläge. Die Briefumschläge, wie wir sie heute gebrauchen, sind noch nicht so alt. Im Jahre 1820 wurden sie von dem Papierfabrikanten Breuer in Brighton erfunden. Diese Erfindung ist, wie so viele, dem Zufall zu verdanken. Breuer machte einmal in seinem Schaufenster eine Ausstellung von Briefpapier, indem er eine Pyramide aus Papier errichtete. Unten lag das Briefpapier von großem Format, die Pyramide wurde nach oben hin immer kleiner. Die kleinen Briefbogen waren nicht zu verkaufen, sie dienten eigentlich nur als Dekoration. Aber gerade die kleinen Bogen gefielen dem Publikum. Es wurde Mode, diese kleinen Briefbogen zum Schreiben zu benutzen, an Stelle des großen Briefformats, das man bisher gebraucht hatte. Doch es war schwierig, diese kleinen Bogen zu falten, wie man das mit den großen machte. Breuer, der begriff, daß für diese Briefchen besondere Umschläge nötig waren, erfand nun den Briefumschlag. Diese Neuheit hatte einen solchen Erfolg, daß Breuer schon nach einigen Wochen ein Duzend Arbeiter mehr einstellen konnte. Seitdem ist dieser Artikel von so großer Bedeutung geworden, daß Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen ihr Auskommen dadurch haben und Millionen jede Woche für Briefumschläge ausgegeben werden.

Auf der Affenjagd. Nicht merkwürdig ist die Methode, die in den Wäldern Javas von den Eingeborenen angewandt wird, um die Affen lebend einzufangen. Sie klettern nämlich auf die Kokospalmen mit einer Behendigkeit, die würdig der Beute ist, der sie nachstellen, machen, wie ein holländisches Blatt berichtet, ein Loch in eine Kokosnuß und höhlen sie aus. Der Affe, der die durchlöchernte Frucht sieht, will sie, angezogen von seiner natürlichen Neugier, näher in Augenschein nehmen und steckt mit einer gewissen Anstrengung seine kleine Hand in das Loch, stößt ein paar Augenblicke in der ausgehöhlten Nuß umher; wenn er dann aber die Hand wieder zurückziehen will, gelingt es ihm nicht; er spreizt die Finger und bringt sie nicht mehr heraus. Dann erscheint der Eingeborene und macht ihn zum Gefangenen.

Gleasantenschädel mit vier Stoßzähnen. Das naturhistorische Museum in Paris wurde um ein seltenes Stück bereichert: Ein früherer Gouverneur von Französisch-Indien schenkte dem Museum einen Gleasantenschädel mit vier Stoßzähnen, die in der strikten Regelmäßigkeit der Anlage und der Qualität des Gleasantens bis jetzt noch nicht zu sehen waren.

Fröhliche Ecke.

Sie weiß Bescheid. Egon und Urjel spielen mit den anderen Kindern „Dampfer“ am Strande. Sie sind in ein Fischerboot geklettert und Egon ruft: „Alle müssen mir gehorchen, ich bin der Kapitän!“ — „Nein, mir,“ sagt Urjel, „ich bin doch deine Frau!“

Ja so! Ein Bauer ließ sich vom Bader seinen kranken Zahn ziehen. „Was hast du ihm dafür abgenommen?“ fragte die Frau des Baders, als der Bauer fort war. „Einen Valer.“ — „Das ist doch zuviel. Nun kommt er sicher nicht wieder.“ — „Nacht nichts!“ lachte der Bader. „Es war ja sein letzter Zahn.“

Angenehme Auskunft. „Wann wird es Ihrem Zimmerherrn angenehm sein, daß ich mit der Rechnung komme?“ — „Ach, das ist dem ganz gleich, der hat niemals Geld.“

Milderungsgrund. Richter: „Aber wie konnten Sie über den Herrn Tierarzt solche Gerüchte verbreiten?“ Bedenken Sie doch seine soziale Stellung!“ — Angeklagter: „Na, Herr Richter, ich meine, bei seinen Patienten schadet ihm nichts!“